

FORTSETZUNG VON SEITE 5

► SEINE KARRIERE
„Führung übernehmen heißt Verantwortung übernehmen. Und nicht, sich dauernd zu entschuldigen.“

Mitt Romney macht es wie sein Vater: Erst Erfolg in der Wirtschaft, dann in der Politik. George Romney brachte es bis zum Chef der American Motors Corporation in Detroit, dann wurde er Gouverneur im Industriestaat Michigan. 1968 wollte er Präsident werden, scheiterte in den Republikaner-Vorwahlen aber an Richard Nixon. Mitts Mutter verpasst 1970 den Einzug in den Senat, Lenore Romneys größte Rolle blieb ein Kurzauftritt als Nachwuchs-Schauspielerin in einem Greta-Garbo-Film. Sohn Mitt demonstriert als 19-Jähriger mit Pappschild in der Hand gegen die Anti-Vietnamkriegs-Proteste. Nach Jura- und Wirtschaftsstudium an der Elite-Universität Harvard sucht er sein Glück in der Wirtschaft, gründet 1984 die Investmentfirma Bain Capital, eine „Heuschrecke“.

► SEIN GELD
„Als kleiner Junge dachte ich immer, dass es mich bestimmt glücklich macht, wenn ich reich werde. Jungs, ich hatte recht.“

Romney und seine Partner kaufen und sanieren schwächelnde Firmen, verkaufen sie später mit Profit. Oft bleiben dabei Arbeitsplätze auf der Strecke. Der Erfolg macht Romney reich. Sein Privatvermögen wird auf 300 Millionen US-Dollar geschätzt. Er besitzt ein Anwesen in New Hampshire (mit Bootshaus und Beachvolleyballplatz), ein Strandhaus in Kalifornien sowie eine Villa bei Boston. Wert der Immobilien: rund 25 Millionen Dollar. Romney fährt Cadillac (Modell Escalade, ab 70 000 Euro) und Jetski.

► SEINE POLITIK
„Wenn ich meinen Job gut mache, kann ich unseren Kindern dabei helfen, ihre Träume zu verwirklichen.“

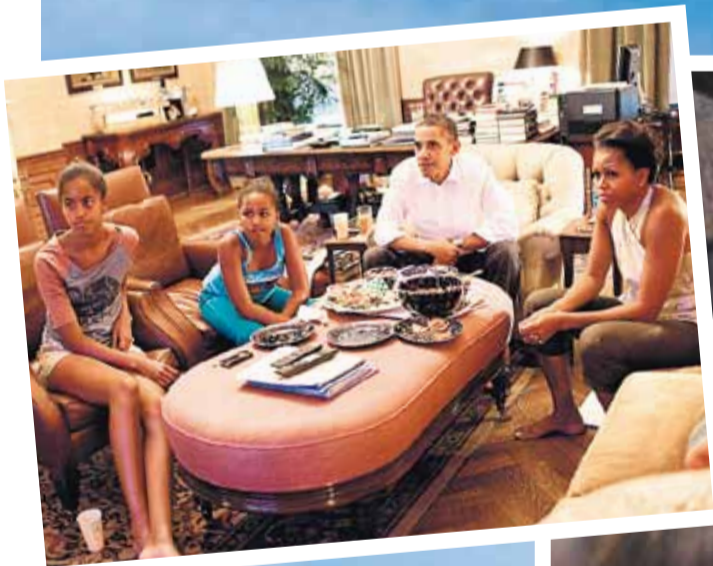
Im Jahr 1999 geht Romney nach Salt Lake City, mit einem knallharten Sparkurs rettet er die verschuldeten Olympischen Winterspiele vor dem Kollaps. Perfekter Rückenwind für den Absprung in die Politik: 2002 wird Romney Gouverneur von Massachusetts. Er setzt eine Gesundheitsreform durch, die Obama später als Vorbild dient. Er kämpft gegen Abtreibung und Stammzellenforschung, fordert (vergeblich) die Wiedereinführung der Todesstrafe in dem Ostküstenstaat. Weil er oft seine Meinung ändert, haftet ihm bis heute das Etikett des „Flip Floppers“ (Wetterfahnehens) an.

In Columbus verspricht Romney den „Change“, einen Wechsel, wie Kontrahent Obama es im Wahlkampf 2008 tat. Aber es ist ein anderer Wechsel, den Romney will: Arbeitslosigkeit, Krankenversicherungskosten und Steuern würden unter ihm nicht steigen. Und China werde man in seine Grenzen weisen! Die Menge jubelt.

Von den Wahlkampfstrazepen merkt man Romney auch nach dem Auftritt nichts an. „Let's do this“, sagt er zum Abschied zur BILD-am-SONNTAG-Reporterin, rauscht zur Tür hinaus, in den Tourbus, zum nächsten Auftritt. Der Kampf ums Weiße Haus geht weiter.

... oder geht Romney unter, weil der Sturm Obama rettet?

Hurrikan „Sandy“ könnte den Wahlkampf entscheiden. Präsident Obama kämpft, tröstet und kann inzwischen wieder lachen



▲ Der Präsident im Kreis der Familie: Obama mit Frau Michelle, 48, und den Töchtern Malia Ann, 14, und Natasha, 11, diesen Sommer im Weißen Haus



▲ Trost von „Mr. President“: Obama nimmt am Mittwoch in Brigantine, New Jersey, Sturmpfopfer Donna Vanzant in den Arm

▲ Siegerlächeln oder Zweckoptimismus? Obama am Freitag vor Anhängern in Ohio

Von MICHAEL REMKE

Viel Lob für einen Präsidenten im Sturm: „Ich kann ihm für seine Hilfe gar nicht genug danken“, sagte New Jerseys republikanischer Gouverneur Chris Christie zum Krisenmanagement von Barack Obama nach dem Monster-Hurrikan „Sandy“. Auch New Yorks parteiloser Bürgermeister Michael Bloomberg sprach eine Wahlkampfleistung für den Amtsinhaber aus.

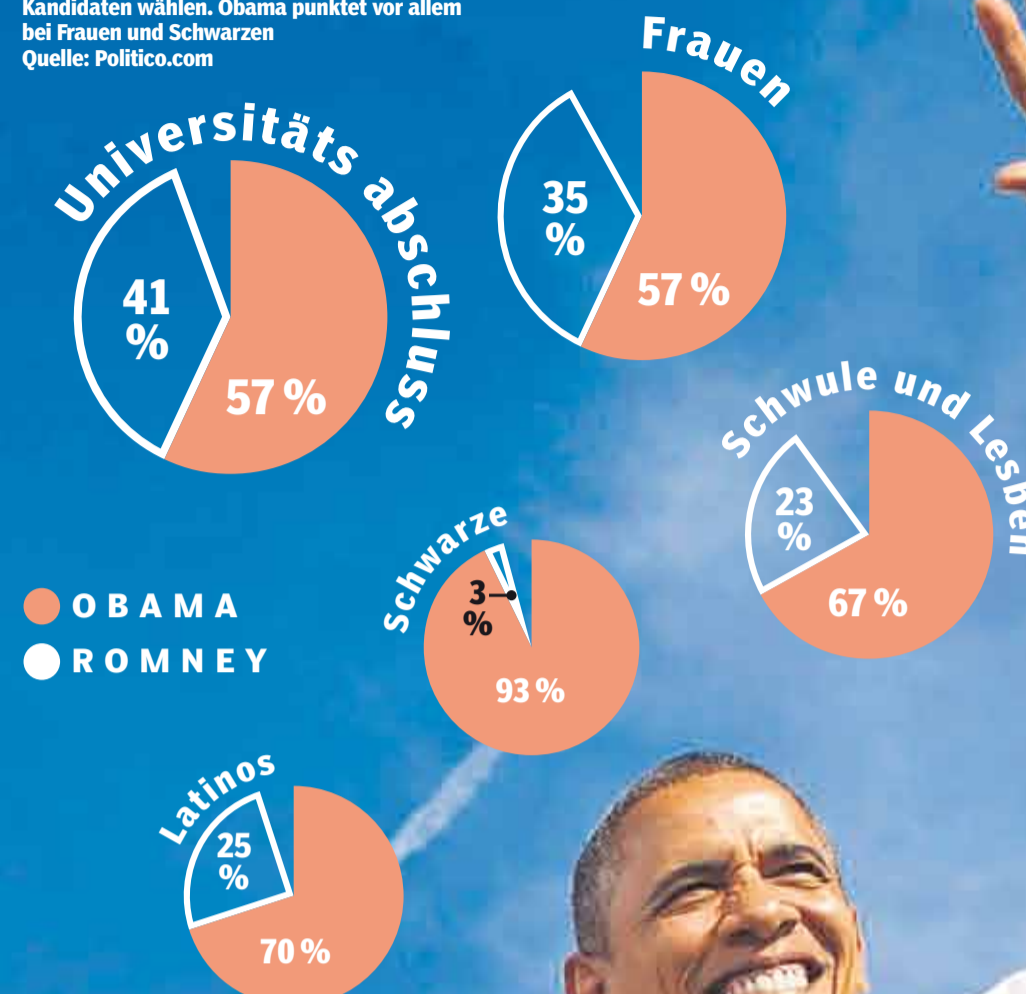
Gibt ein Wirbelsturm Obama jetzt den entscheidenden Rückenwind im Wahlkampf-Endspurt? Fakt ist: Barack Obama machte beim Besuch der verwüsteten Landstriche eine gute Figur, präsentierte sich als starker Macher und Helfer, gar als Brückenbauer zum politischen Gegner. Denn der schwergewichtige und ungemiebt beliebte Christie galt bisher als uneingeschränkter Unterstützer seines Parteifreunds Mitt Romney.

Verlassen will sich Obama nicht auf den „Sandy“-Effekt. Denn die Wahl am Dienstag wird nach Expertenansicht vor allem durch Wirtschaftspolitik entschieden. Und die Arbeitslosenquote, die am Freitag veröffentlicht wurde, ist im Vergleich zum Vormonat leicht gestiegen, auf jetzt 7,9 Prozent. Prompt sprach Romney von einem Zeichen „wirtschaftlichen Stillstands“.

Obama hat sich bis zum Wahltag, er mit der Familie in seiner Hei-

matstadt Chicago verbringen wird, eine lange Kette von Auftritten durch die Bundesstaaten gelegt: Heute stehen New Hampshire, Florida, Ohio und Colorado auf dem Programm, am Montag folgen Wisconsin, Iowa und noch einmal Ohio. Der Staat an der Grenze zu Kanada ist einer der wertvollen „Swing States“. Wer hier die Wahl gewinnt, sammelt Wahlmännerstimmen, die das sichere Ticket ins Weiße Haus bedeuten können.

Die Grafiken zeigen, welche Bevölkerungsgruppen nach letzten Umfragen welchen Kandidaten wählen. Obama punktet vor allem bei Frauen und Schwarzen
 Quelle: Politico.com



Barack Obama, 51, am Donnerstag auf einer Wahlkampfveranstaltung in der Glücksspiel-Metropole Las Vegas

„Obama kann gut zuhören“

Google-Aufsichtsratschef Eric Schmidt über die Stärken des Präsidenten

Von ANNA VON BAYERN

BILD am SONNTAG traf den Obama-Berater am Dienstag auf einer Konferenz des Nicolas Berggruen Institute in Berlin

Mr. Schmidt, Sie haben Präsident Obama in seinem ersten Wahlkampf beraten, unterstützen ihn auch dieses Mal. Warum?

ERIC SCHMIDT: Ursprünglich unterstützte ich Obama, weil ich die Politik von George W. Bush ablehnte.

Viele Amerikaner sind enttäuscht von Obama. Was schätzen Sie an ihm?

Die Probleme, die ein Präsident heutzutage lösen muss, sind komplizierter als je zuvor. Ein Präsident sollte deshalb keine Doktrin oder demagogischen Lösungen parat haben. Er sollte in der Lage sein, zuzuhören, zu analysieren, und seine Position zu ändern, wenn sich die Fakten verändern. Obama kann das. Ich stimme nicht immer seinen Entscheidungen zu, aber er ist sehr gründlich in seiner Analyse. Und daran sollte man einen Politiker messen.

Die Umfragen zeigen, dass die Amerikaner Romney eher zutrauen, die wirtschaftliche Lage zu verbessern.

Ich bin parteiisch. Um es auf eine einfache Formel zu bringen: Romney glaubt, dass Deregulierung, geringere Steuern und geringere staatliche Ausgaben die Wettbewerbsfähigkeit erhöhen. Obama glaubt, dass staatliche Ausgaben in zentralen staatlichen Stellen, wie Forschung und Infrastruktur, und ein gewisser Anteil an Regulierung sich positiv auf die Wettbewerbsfähigkeit auswirken. Und das glaube ich auch.

Wäre Amerika anders, wenn Romney Präsident würde?

Es wird viel spekuliert, was passieren würde, wenn Romney Präsident würde. Aber ich weiß, dass er ein sehr ehrlicher Mensch ist und das meint, was er sagt. Er hat gesagt, dass er als Erstes Obamas Gesundheitsreform rückgängig machen würde, und das glaube ich ihm. Er will auch die Steuern für alle um 20 Prozent senken.

Wer wird gewinnen?

Obama. Und ich werde am Wahlabend mit ihm in Chicago sein, um das zu erleben. Die Rennen um die Präsidentschaft sind immer eng im letzten Monat. Das ist normal.



Google-Aufsichtsratschef und Obama-Berater Eric Schmidt